

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 42. **Bromberg, den 26. Februar** **1927.**

Lukas Hochstrassers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

(3. Fortsetzung.) ——

Als Martin die Seestraße erreichte, war die Unruhe aus seinem Gesicht geschwunden. Sein Schritt war noch rascher geworden, und mit jedem Schritt hellten sich seine Züge mehr. So entlief er gleichsam seinem Gewissen, hatte es immer so gehalten: unangenehmen Gedanken war er immer entlaufen.

Der Fußweg mündete unfern der Stelle in die Seestraße, auf der das Haus des Kapitäns Fries stand. Seine Frontfenster waren dem hellen Morgen aufgetan, und als Martin vorüberkam, stand Brigitte unter dem einen. Sie trug ein Tuch im Zipfel über ihr schönes Haar gebunden. Die Ärmel ihrer Morgenjacke waren hochgestreift und ihre schlanken Arme schimmerten weiß. Martin grüßte, und erst sein Gruß machte sie auf ihn aufmerksam. Sie errötete und wendete sich hastig und in einer edlen Scheu vom Fenster hinweg; seinen Gruß hatte sie mit einem verlegenen Nicken des Kopfes fast mechanisch zurückgegeben. Der Leutnant aber hatte ein Herzpochen, das ihm für einen Augenblick den letzten Gedanken an die Marie nahm.

An der Lände legte eben das Schiff an. Martin mußte eilen. Er bog fast laufend in den Steg ein. Wer ihm begegnete, den grüßte er mit einem raschen heiteren Wort, und er konnte merken, daß die Leute ihm nachblickten wie immer, und hörte sie gleichsam hinter sich reden: Ein Staatsmensch ist er, ist Martin, der Leutnant! Das hatten sie zu Herrlibach und anderswo schon hundertmal hinter ihm her gesagt. Zufrieden mit sich, stand er danach auf dem Schiff an einem Platz im Hinterteil des Bootes, wo er allein war. Noch immer verdrängte das Bild Brigittens das der andern. Er spann an allerlei Plänen, baute sich ein Haus in die Zukunft und stellte Brigitte hinein, hatte dabei alle guten Vorsätze, ihr ein rechtschaffen braver Mann zu sein, war stolz auf seinen Beruf und eine Kraft, die er in sich fühlte, in diesem Beruf seinen Mann zu stellen, freute sich des Lebens und hatte dann plötzlich den dringenden Wunsch, an ihr, an Brigitte gutzumachen, was an der andern, der Maria, vielleicht nicht recht getan war. Denn Martin Hochstraßer war wohl ein leichtlebiger, aber kein ganz schlechter Mensch.

So lange hatte er, den Blick irgendwo an die Planken des Schiffes geheftet, gestanden. Jetzt hob er die Augen. Da lag drüben noch der Wirtschaftsgarten, wo er gestern gesessen hatte. Langsam glitt derselbe, je mehr das Schiff sich entfernte, zurück, und die Wellen schlugen an die Mauer hinauf, und — und dort war sie hinuntergeglitten — dort hatten sie die Maria gefunden! Das Blut stieg ihm ins Gesicht. Er wendete sich rasch ab. Dann zwang er seine Gedanken wieder zu dem schönen Zukunftsbilde zurück, das ihn eben beschäftigt; aber es wollte nicht mehr so klar und scharf umrissen vor seinen Blick treten wie zuvor. —

Droben im Polizeilokal von Herrlibach, wo im Erdgeschoß ein großer leerer Raum war, lag auf einer Bahre das ertrunkene Mädchen, mit einem schwarzen Tuche bedeckt, aber das entstellte Gesicht frei und die noch feuchten Haare lang herabhängend. Viel Volk drängte sich den ganzen Tag in den Raum. Auch ein großes, hageres Mädchen kam in der Nachmittagszeit, barhaupt, das spitze Gesicht herb und streng. Das war Rosa Hochstraßer, die die Neugierde hertrieb. Sie traf mit einer ganzen Herde mitleidiger Weiber an der Leiche zusammen, die mit schönen und salbungsvollen Worten um sich warfen „So jung und so hübsch und schon sterben müssen!" — „Mein Herr Jesus, das arme, liebe Kind!" — „Mein Gott, wen mag sie wohl noch haben auf der Welt!"

Rosa preßte die Lippen schmal: „Ein Mannsbild wird im Spiel sein!" sagte sie. Dabei milderte weder Trauer noch Teilnahme ihren Blick; es schien fast, als zürne sie der Toten, weil sie vielleicht schwach und töricht gewesen. Sie selber, Rosa Hochstraßer, war freilich weder schwach noch töricht, war nicht einmal jung, obwohl sie an Jahren kaum mehr als die Tote zählte.

Daß sie nicht jung war, erfuhr an diesem selben Abend ein Herrlibacher Bauer, ein starker, fröhlicher Mensch, der das Ansehen ihres Vaters, vielleicht auch seinen Geldsack in Betracht zog und sich die Mühe nahm, bei dem Mädchen anzuklopfen und es zu einem Ausflug der Ortsjungmannschaft einzuladen.

Rosa war eben in die Laube am Hause getreten, in der Lukas in Hemdärmeln saß. Eine Zeitung lag vor diesem, breit hingestrichen über den Tisch, und er las bedächtig und gründlich; es war vielleicht kein Satz im Blatt, den er sich entgehen ließ. Da kam Franz Joseph Keller, der junge Bauer, mit Hut und Rock angetan, ganz feierlich die Straße herangestiegen und bog in die Laube ein. Er hatte die beiden darin erblickt, und als sein Schritt auf dem Kies hörbar wurde, hoben auch sie die Gesichter und wurden seiner gewahr. Er grüßte, setzte sich zu ihnen und sprach erst das und jenes in den Tag hinein, wie einer redet, der nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen will. Dann brachte er sein Anliegen vor. Er hatte ein offenes, schönes Gesicht, einen weißblonden Schnurrbart, an dem er manchmal verlegen drehte, seine blauen Augen blickten aber alle die Zeit Rosa ehrlich an. Ob sie an dem und dem Sonntag mit wolle, mit dem Dampfschiff den See hinauf bis nach Hütten, fragte er. Rosa hatte sich bei seinem Kommen erhoben und hatte weggehen wollen. Weil sie nicht unbemerkt an ihm vorbeikam, setzte sie sich wieder und streifte die Ärmel ihrer grauen Hausjacke, die aufgekrempelt gewesen, über die braunen Arme vor.

„In einem schönen Aufzuge triffst mich", sagte sie. „Ich habe zu tun drinnen im Haus, mitten am Fegen bin ich."

„Das ganze Jahr ist sie mitten am Fegen nämlich", warf Lukas mit einem stillen Lachen ein.

Der andere lachte mit und kam aus dem Geleise, weil er die Antwort auf seine Frage von vorhin nun erst nicht hatte. Ihr Gespräch wandte sich, ohne daß er es halten konnte, anderem zu. Dabei verwickelten sich die beiden Männer in eine Unterhaltung, und plötzlich erhob sich das Mädchen.

„Ich muß wieder hinüber jetzt", sagte sie.

„Du wirst ihm Antwort geben müssen", mahnte Lukas.

Sie tat, als ob sie es ganz vergessen hätte. „Wegen der Sonntagfahrt?" sagte sie. „Da gehöre ich nicht dazu", fügte sie bei.

„Warum nicht?" fragte Lukas.

„Ich bin noch nie mitgegangen."

„So mußt einen Anfang machen", warf Keller ein.

Sie lachte ein kurzes, trockenes Lachen. „Das ist für lustigeres Volk, als ich bin", meinte sie herb. Dann stand sie auf und wandte sich zum Gehen.

„Du vergissest jung zu sein", sagte Lukas, „und wenn du es nicht mehr bist, wirst du dich grämen, daß du die Zeit verpaßt hast, da du es hättest sein können."

„Ich passe nicht zu dergleichen", beharrte sie, „auch wenn nicht erst die Mutter gestorben wäre." Nach diesen Worten ging sie wirklich; ihr Gesicht hatte einen störrischen Ausdruck. ‚Einmal bist gekommen, zum zweitenmal wirst es nicht versuchen', dachte Franz Joseph Keller. Aber Lukas sagte ein Wort, das diesem allen Groll hinwegnahm. Er lehnte sich breit in der Bank zurück, legte die schwere Hand auf den Tisch und öffnete sie, als lege er das, was er meinte, in dieser Hand vor den anderen hin. „Es gibt solche Menschen in der Welt, die im Leben nur zu einer Tugend das Zeug haben und sich in sie einbohren, daß sie fast zum Laster wird! Du solltest das Mädchen arbeiten sehen und sorgen den langen Tag. Vor Arbeit und Sorge hat sie nicht Zeit, an die Freude zu denken!" Als er so Rosas Wesen vor dem Freier schlicht klargelegt und verteidigt hatte, verstand er, das Gespräch fortsetzend, sonderbar wohl, diesem über die eben erfahrene Enttäuschung hinwegzuhelfen. Allmählich empfand Keller, als sei es eine besondere und sonntägliche Ehre, neben diesem Manne zu sitzen, und es wurde fast spät, bis er aufbrach. Endlich erhob er sich und ging. Aber als er vom Hause hinwegschritt, wußte er nicht, daß Rosa oben am offenen Fenster stand, sich mit beiden Händen an den Fensterpfeilern haltend, und ihm mit heißen Augen nachsah. Es drängte sie, ihn zurückzurufen und ihm zu sagen: „Ich komme doch, du." Es sprang ihr auf die Zunge. Nun auf einmal war ihr, daß sie gern mit dem jungen Menschen, den sie lange kannte, gegangen wäre! Aber die schmalen Lippen ließen den Ruf nicht durch; es ging ihr wider die Natur, sie vermochte die Sprödheit nicht zu überwinden, die ihr anhaftete. So geizig wie gegen andere war sie gegen sich selbst.

Viertes Kapitel.

Lukas Hochstraßer hatte sich auf den Auslug gestellt. Er wollte die Jungen gewähren lassen! Aber schon in diesen ersten Tagen kamen ihm Bedenken. Über Christian schüttelte er den Kopf, Martin, der Leutnant, machte ihm Sorge, und von seiner Tochter sah er, daß sie sonderbare Wege ging, die ihm nicht in ein rechtschaffenes Glück zu münden schienen. Da war aber außerdem David, sein Jüngster, und vielleicht der, der seinem Herzen am nächsten stand. Auch er gab ihm zu denken. Im stillen sah er dem Gebaren seines Sohnes David zu. Der war ein Himmelsgucker. Er teilte sich mit Christian in die Arbeit, die der Alltag brachte, und versah nebenbei das Amt des Gemeindeschreibers, das sein Vater ehemals innegehabt. Aber er war des Morgens nicht der erste, das Tagewerk zu beginnen. Bedächtig stieg er aus seiner Kammer herab. Trat er aus dem Hause und sah die Sonne besonders schön über den Berg heraufsteigen oder die Seeufer aus den über dem Wasser ruhenden Nebeln rein und still und frei aufragen, so konnte er sich eine ganze Weile hinstellen und sich an solchem Bilde weiden, die Arbeit aber Arbeit sein lassen, als wären hundert andere Hände da, sie zu tun. Er war von weichem Gemüt, und alles Schöne hatte Gewalt über ihn. Er liebte den See, wenn er still und glatt und klar war und wenn der Sturm in ihm grub und wühlte. Am liebsten fuhr er um Feierabendzeit allein mit einem Boote hinaus und hörte die Dörfer einander das Gute Nacht zuläuten. Er wurde nicht satt, immer wieder diesem Abendläuten zuzuhören, wie eine um die andere der über den Rebenhügeln stehenden Kirchen die Klänge aufnahm und sie weitergab, so daß sie an beiden Ufern hinabwanderten bis nach St. Felix, in die Stadt, deren Glocken davon erwachten und zu tönen begannen, dumpf und groß und feierlich, als hätten alle die Stimmlein und Stimmen, die rings um den See auf den Türmen wohnten, sich da unten zu mächtigem Chor zusammengetan, um den Tag auszusingen. Wie den See liebte David die blühende Matte, den grünen Weinberg und den hochstämmigen Wald, und es war fast, als lieg sein Leben mehr in seinen alle Schönheit suchenden Augen als in seinen Händen oder auch in seinem Munde. Denn er war eigentlich ein schweigsamer Kamerad. Bei seinen Geschwistern hatte er sich keinerlei besonderen Ansehens zu erfreuen, vielleicht weil er wenig sprach und sich kaum verteidigte, wenn einer oder der andere ihn seiner Lässigkeit wegen schalt. „Der bringt es seiner Lebtag zu nichts", schimpfte sein Bruder Christian. Seine Schwester Rosa behauptete, sie hätte David eines Tages Heu vom Boden aufnehmen sehen, das er mit der Gabel auf den Wagen laden wollte. Während er aber im Schwung die Gabel hob, sei ein Sommervogel vor ihm aufgeflogen und habe so seinen Blick auf sich gezogen, daß er mit offenem Maule, die Gabel voll Heu steif in die Luft gestochen, eine gute Weile dagestanden und dem Schmetterling nachgeschaut habe, als sei er zur Bildsäule erstarrt. Lukas hörte lächelnd derartigem Berichte zu; aber er sah, daß dieser Sohn wie die anderen nicht den Geist in sich hatte, der ihn selbst und seine Frau beseelt.

David Hochstraßer hatte einen Lieblingsweg und einen Lieblingsort. Der Weg führte vom Haus zur Weinlaube fort durch die Rebberge hinauf zur Scheune, die, groß und stattlich, wenig unterm Wald und über reichen Matten stand. Hier war Lukas Hochstraßers Vieh untergebracht, und drei Knechte wohnten in der Stube, die über dem Geräteschuppen lag. Breit lag das Dach über dem großen hölzernen Bau. Eine grasüberwachsene Einfahrt führte von der Bergseite her zur mächtigen Heudiele. Vor der Scheune stand eine weiße steinerne Bank, die eigentümlich aus dem Grün der Wiese und vom Holz des Gadens sich abhob. Platte und Sockel waren aus einem im Walde gefundenen Felsblock geschnitten. Auf dem Stein saß es sich gut und frei und kühl; denn der Ort war hoch und der Wald wehte wie ein Fächer über ihm. Wer aber sich da niederließ, überſah das weite gesegnete Seeland, das lang sich dehnende Wasser in der Tiefe, grüne Hügel und reiche Dörfer mit roten freundlichen Kirchtürmen, silbern glänzende, in Dunst und Ferne sich verlierende, Ebenen durchschneidende Flüsse und im Süden, wie Wälle und Warten mächtig hintereinander aufwachsend, Berg um Berg mit schneeschimmernden Häuptern, eine wundervolle, an den Himmel gebaute Welt. David Hochstraßer saß mehr auf dieser Bank, als der Arbeit, die ihm oblag, gut war. „Er wird wohl im Berg hocken", zürnte Rosa, wenn sie ihn unten umsonst suchten, und sie riet zumeist nicht daneben. Er saß da, den Rücken an die Scheunenwand gelehnt, die Arme lang auf die Bankplatte und die Beine auf den Boden hängend, in seinem groben, eigen an seiner schlanken, wohlgeformten Gestalt sitzenden Gewand. Wenn das freie, durch nichts beengte Licht sich über ihn ergoß, war er selbst kein übler Anblick. Sein Gesicht hatte etwas von der feinen Helle eines milden Tages.

David Hochstraßer hatte auf der Bank zumeist einen Gefährten, einen alten kleinen Menschen, Longinus, den Knecht. Der war ein Erbstück auf Lukas Hochstraßers Besitztum wie Weinberge, Matten und Wald. Lukas hatte den Longinus von seinem Vater übernommen und gab ihm das Gnadenbrot. Der kleine saubere Mann mit dem vollständig kahlen Schädel und dem ebenso nackten, bartlosen Gesicht war zu wenig anderm mehr gut als zum Viehhüten, zum Holzauflesen im Wald und derlei leichtem Werk, aber die auf dem Hochstraßergut hätten ihn ungern gemißt; denn er war eine absonderliche und wohltuende Art von einem Menschen. Longinus hatte eine zierlich runde Gestalt, an der das Auge nichts fand, was ihm mißfallen konnte, eine wölbige, über der schwulstigen Nase weit vorspringende Stirn, dicke hängende Backen und kleine verborgene Augen. Die letzteren sahen nur wie zwei versteckte Feuerlein aus den strichähnlichen Schlitzen, aber von ihnen aus ging doch die Helligkeit, die über dem runzeligen Gesicht lag, und sie bestimmten den Ausdruck der schrankenlosen Zufriedenheit in des Longinus Zügen. Diese Zufriedenheit, die an jedem Übel noch eine helle Seite zu finden vermochte, war, was denen vom Hochstraßergut den Knecht lieb machte, war auch die Ursache, daß er auf dem Bauernhof alt geworden war, trotzdem er nie ein besonderer Arbeiter gewesen. Er kannte die große Kunst, harte Schelte für eine schlechte Arbeit mit einem freundlichen Gesicht, mit einem „So macht man es das nächstemal besser", einzuheimsen, sich im Gedanken an den guten über den bösen Tag nicht zu ärgern und, wenn ihm etwas versagt blieb, es nicht weiter zu begehren, weil es einmal nicht zu haben war. Als er von der Heudiele stürzte und ein Bein brach, lachte er; er hätte ja den Hals brechen können. Als ihm seine einzige Schwester, an der er sehr gehangen hatte, starb und er auf der Welt keinen Anverwandten mehr hatte, strich er mit der feisten Rechten in einen der Augenschlitze, wischte dort etwas trocken und lächelte: „Schön hat sie es nun, die Schwester." — Und Longinus war nie mit einem Menschen böse, freilich auch nie mit sich selbst. Darum war er so schön rund geworden.

Der Knecht also saß häufig neben David, weniger weil er wie jener Verständnis hatte für die schöne Welt, die einer von da oben sah, als weil das Sitzen und Staunen in seine große Zufriedenheit paßte. Sie waren ein Bild, wenn sie so dasaßen, der junge Schlanke und der alte Behäbige. Die Leute stießen sich an, wiesen hinter ihrem Rücken auf sie und flüsterten: „Ein Loch gaffen sie in die Luft, die beiden." Und sie wunderten sich, daß Lukas Hochstraßer so blind war, seinen Knecht nicht strenger zur Arbeit hielt und dem Sohn den Müßiggang verleidete.

Aber Lukas hatte, ohne daß jemand es ahnte, den Blick auf ihnen allen, und er, der kaum den Söhnen den Weg freigegeben, nahm eben weggelegte Zügel leise und unmerklich wieder zur Hand. Beweis dafür war, was er an einem Sonntagmorgen tat. Er überraschte Rosa, die sich zum

Kirchgang bereitmachte und glaubte, daß er sie wie immer begleiten würde, mit der Nachricht: „Ich fahre zu Julian mit dem nächsten Schiff."

„Heute?" fragte sie, und als er bejahte: „Aber wenn Ihr ihn nicht daheim trefft?"

„So kehre ich eben wieder um. Ich habe ja jetzt Zeit zu derlei Reisen."

„Ihr hättet ihnen doch berichten sollen, Vater."

„Ich will einmal sehen, wie es bei ihnen aussieht, wenn sie keinen Besuch erwarten."

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel der Vergessenheit.

Skizze von **Kurt Felscher-Ohlau.**

In schwerer Dünung rollen Sturzseen über weißen Sand; fluten empor, rinnen zurück; immer das gleiche Spiel. Schaukeln auf weißgesäumten Kämmen ein dunkles Etwas, einen menschlichen Körper, der leblos im weißlichen Rettungsring hängt, im letzten, was noch an das Schiff erinnert, das im Wirbel des Sturmes am Riff zerschellte weit draußen über abgründigen Tiefen des Ozeans. Eine Woge wirft das Spielzeug ans Land, nun liegt es wieder auf fester Erde, im Schoße der Mutter, die es gebar.

In den Fächern der Palmen singt der Wind sein schrilles Lied. Unter den Stämmen kommen sie hervor: braune Gestalten, Männer und Weiber, phantastisch geschmückt, neugierig lugend. Sie haben vom hohen Strand aus die Beute des Meeres treiben sehen. Nun stehen sie plappernd im Halbkreis, staunen und starren — ein Wesen wie sie, nur ist es so fahl wie der Sand, auf dem es ruht. Hände fassen zu, heben den Leblosen empor. Ein sehniger Krieger legt das Ohr auf des weißen Mannes Brust. Noch klopft es drinnen — langsam, langsam — —

Erst nach vielen Stunden hebt sich die abgezehrte Gestalt, starrt mit glasigem Blick in das Halbdunkel der Tropennacht, die zur kreisrunden Öffnung einer Schilfhütte hereinfunkelt. Tastet mit fiebernden Händen am Leibe entlang, stöhnt, fällt zurück — kraftlos. Über des Gestrandeten Lager beugt sich eine dunkle Gestalt, horcht, führt an rissige Lippen eine Schale mit Wasser, freut sich des gierigen Schlürfens. Murmelt dunkle, fremde Laute und wacht weiter am Lager.

Drei Tage lang hat Fred Frank in bleiernem Schlaf gelegen. Dann ist er erwacht zu neuem Leben. Wo ist er? Gerettet aus sinnlosem Wirbel. Und die anderen? Das Boot, das noch fünf Kameraden barg? Gekentert! Er weiß es, hört noch das Schreien und Gurgeln — ihn hat der Ring getragen. Dort hängt er an fremder Wand. Menschen sind um ihn, fremde, braune Gestalten, wie er sie noch niemals gesehen auf seinen Fahrten über die Meere. Werden sie ihn töten? Noch gibt's in der Südsee Kannibalen. Hat man ihn zum Opfertier bestimmt für einen ihrer scheußlichen Götzen? Aber die Männer schauen so freundlich drein, heben die ringklirrenden Hände zu ihm empor, werfen sich nieder vor ihm. Und nun reichen sie ihm eine Schale mit herrlichen Früchten, entzünden Gewürz, daß die Hütte nach kostbarem Wohlgeruch duftet, führen ihn hinaus, wo die Palmen kühlenden Schatten spenden, sich Gras breitet wie ein smaragdener Teppich, Quellwasser sprudelt. Braune Mädchen winden schillernde Blütenkränze um schmale Hüften und schlingen sich im Takt der dumpf dröhnenden Kürbistrommel. Ist er im Märchenland? — —

Nach Wochen wußte Fred Frank, daß er unter einem Volke wohnte, das in ungetrübter Heiterkeit dahinlebte, rein wie der wolkenlose Himmel, der sich über dem Eiland spannte. Diese braunen Wesen lebten wie Kinder ihre sonnendurchglühten Tage, mondkühlen Nächte. Nahmen aus der Hand einer üppig spendenden Natur, was sie an Nahrung und Kleidung bedurften — wunschlos. Und ehrten den weißen Mann wie einen Gott.

Als er im Wechsel der Monde und Jahre ihre Sprache erfaßte; die wenigen hundert Worte, mit denen sie auskamen, selbst zu bilden wußte, da erkannte er, daß er für sie ein wahrhaft höheres Wesen war. Ausreden wollte er es ihnen; doch sie erfaßten es nicht. Da fing er an zu erzählen von der Welt der Menschen draußen jenseits der ewig rollenden Wogen des Weltmeers, daß dort tausend und abertausend solcher weißer Wesen wohnten wie er — von den Wundern der Menschenwelt im fernen Lande gegen Mitternacht. Ob denn nie einmal ein Schiff zu ihnen gekommen sei mit solchen Wesen? Keiner wußte eine Antwort; da habe fern von der Insel ein Etwas im Meere gelegen; Rauch sei von ihm abgestiegen wie aus den Hütten ihres Dorfes. Ein Boot sei herübergekommen in mondheller Nacht, fremde Gestalten seien am Ufer hin- und hergehuscht, hätten Wasser geschöpft, wo der Bach ins Meer sickert, seien noch in nämlicher Nacht wieder davongefahren. Niemand hatte sie seltsamen gestört.

Da wußte Fred Frank, daß er auf der Insel der Vergessenheit lebte. Würde einmal ein Schiff seine Fahrt in diese verlorenen Breiten lenken? Oh, es mußte geschehen; denn in dieser berückenden Öde würde sich seine Seele verzehren. Nicht in Sehnsucht nach den Seinen, die ihn nie verstanden; nicht im Verlangen nach einer Geliebten, die er nie besessen; nein, im Schrei nach Menschen seinesgleichen, die ihn nicht wie einen Gott verehrten, denen er gleich war in Lust und Leid, in Schuld und Sühne.

Da fing er von neuem mit seinen Märchen an. Von den bunten Städten erzählte er ihnen, von himmelhohen Bergen und schimmernden Tälern, von grünenden Matten und goldenen Feldern, von deutschen Männern und Frauen, hoch und schlank, blauäugig und blond wie er selbst, edel und hehr in Anstand und Sitte. Berauschte sich selbst in seelenbetörender Erinnerung, weckte in seinen braunen Freunden den Wunsch, mehr solcher weißer Menschen kennen zu lernen. Einmal mußte doch ein Schiff kommen. Dann sollten sie staunen über diese Menschen.

Doch Jahre vergingen, es nahte kein Schiff.

Fred Frank war alt geworden. Nicht an Jahren. Noch stand die Sonne seines Lebens nicht im Scheitelpunkt. Aber seine Seele drohte zu sterben, erstickt von der Schönheit und Fülle des ewigen Sommers, erstickt von der Güte dieser kindlich reinen Wesen, deren stillverehrter Gott er blieb. Da packte ihn manchmal eine heiße Gier, etwas zu tun, wovor sie erschaudern mußten: einen Brand, einen Mord! Doch wenn er die Freundlichkeit dieser großen Kinder bedachte, so schämte er sich seiner zügellosen Gedanken. Sie würden zudem auch seine Untat hinnehmen — gottgewollt. Es mußte ein Schiff kommen und ihn von dieser Güte erlösen. —

Und es kam. Eines Morgens umringten sie seine Hütte. „Herr, das Ding, von dem du so oft erzählt, liegt draußen auf dem Meere." Und als er mit ihnen zum Strande eilte, zitterte sein Leib wie die Palmen im Morgenwind. Weiß hob sich aus rollender Dünung der schlanke weiße Leib eines Kreuzers, Rauchwolken entströmten den dicken Schloten, wie ein stolzer Schwan zog es langsam über die pulsenden Wogen. Würde es halten? In Fred Franks Seele schrie die Not. Ja, es hielt! Boote wurden ausgesetzt, näher, immer näher trieben sie. Fred Frank, phantastisch gekleidet, mit Binsenhemd und wallendem Blondhaar, bartumwuchert das gebräunte Antlitz, hob die Arme zur Sonne empor und weinte. Stumm staunten seine braunen Freunde zu ihm auf.

Matrosen sprangen ans Land; die Gewehre im Anschlag, so nahten sie sich. Plötzlich hemmte grenzenloses Erstaunen ihren Schritt. Ein deutsches Befehlswort ließ die schußbereiten Waffen sinken. Worte flogen hin und her. Fred Frank, umstaunt von seinen Landsleuten, von seinen braunen Freunden scheu und stumm betrachtet, ließ seiner Seele Qualen hinströmen in stammelnden, schluchzenden Lauten erlösender Befreiung.

Heimkehr! Heimkehr! Fred Frank vermochte es nicht zu fassen. Erst als der Maat ihn mahnte: „Freund, wir haben keine Zeit zu verlieren; sobald das Wasser im Tank ist, müssen wir zum Schiff zurück", tat sich ihm die Wirklichkeit auf wie einer Wunderblume berauschender Kelch. Was sollte er zuerst tun? Abschied nehmen von den Gefährten seiner Verlassenheit. Und schon eilte er zu ihnen. Große scheue Augen staunten zu ihm empor, als er jauchzte von Heimkehr in sein geliebtes Vaterland. Stumm blieben die Männer, scheu die Frauen, still die Kinder.

Endlich klang's irgendwoher: „Herr, du willst uns verlassen? Vater Frank! Vater Frank!" Und es schwoll an und übertönte das Grollen der Brandung unter den nahen Klippen. Braune Leiber sanken zu des Mannes Füßen nieder, dunkle Arme hoben sich flehend ihm entgegen.

In Fred Franks Seele aber rangen Sehnsucht und Leid. Nein, er konnte nicht bleiben. Dies Opfer war übermenschlich. Und noch einmal sprach er zu ihnen, sprach wie ein Vater zu seinen Kindern, dankte ihnen, pries ihre Güte, tröstete, versprach wiederzukommen.

„Nein, Vater Frank, du kommst nicht wieder; wir wissen es — bleibe — verlaß' uns nicht, Vater Frank — — bleibe!"

Ein schriller Pfiff vom Strande her. Die Stimme des Maats: „Beeilen Sie sich; wir müssen zurück!"

„Lebt wohl, Kinder!" Und nun wollte Fred Frank sich losreißen. Da strömten Leiber um ihn wie dunkle Wogen; nicht vorwärts, nicht rückwärts vermochte er zu schreiten. „Helft mir, Freunde," rief er in seiner Not. Da stürmten ein paar Matrosen herbei; wieder lagen Gewehre schußbereit im Anschlag.

Da hob Fred Frank die Hände empor und rief, daß es klang wie der Ton einer zersprungenen Glocke: „Freunde! Nicht Blut vergießen! Fahrt zurück — — ich — bleibe — hier!"

— — Weich gleitet das Licht des Mondes wie zarte Frauenhände über die Kämme der Wogen. Dunkel hebt sich

eine Gestalt von einer der Klippen, die schroff zum Meere abfällt. Fred Frank steht im Schweigen der Nacht, schaut mit brennenden Augen zur Kimmung hinüber, hinter der der deutsche Kreuzer längst entschwunden ist.

Seine Seele ist still geworden. Vor Stunden noch hat er in seiner Binsenhütte gerast. Haß fraß ihm am Herzen gegen diese Meute, die ihn festgehalten. War er nicht ein Narr? Ein Schuß, und die braune Schar stob davon. Und was er ihnen erzählt von deutschen Frauen und Männern? Dann war's eine Lüge; dann waren es Raubtiere, die nach Blut lechzten. Nein, er hatte recht gehandelt. Diese braunen Männer, diese blumenumkränzten Frauen sollten nicht irre werden an ihm — an seiner Volksart.

Langsam steigt Fred Frank von der Klippe hernieder. Um seine schmalen Lippen spielt ein schmerzliches Lächeln. Weiß flutet des Mondes Silber über die Insel der Vergessenheit.

Der Feuervogel.

Skizze von Svetoslav Minkoff.

(Autorisierte Übersetzung aus dem Bulgarischen von Th. Blank-Sofia.)

Der Tod tat die Tür des alten Hauses auf. Er lud die Leute ein, Janul, den Schatzgräber, zu sehen, der in dem schwarzen Sarge lag, mit der angezündeten Wachskerze über dem Haupt.

Und die Leute kamen. Auf den Zehen traten sie ein, besahen den Toten, sprachen flüsternd miteinander.

Es war still. Nur die schwere Wanduhr schwang ihren Pendel. Er war groß und gelb wie eine Sonnenblume, die der Wind bewegt. Auf dem Dache girrten Tauben, durchs Zimmer summten Fliegen. Sie setzten sich auf das Gesicht des Toten, liefen von der Stirn zum Munde — als ob sie über Holz oder Stein kröchen. Dann flogen sie auf und ließen sich auf der Glasscheibe des Fensters nieder.

Janul, der Schatzgräber, war in den Bergen gestorben. Man fand ihn unter einem hohen Felsen mit blutigem Gesicht. In seinen Augen krochen Ameisen. Er war abgestürzt. Die, welche jetzt sein Sterbelager umgaben, waren Fremde und Unbekannte, aber sie kamen in sein Haus, um den hinterlassenen Schatz zu suchen, denn sie wußten, daß Janul den Schatz ausgegraben hatte, der von dem Feuervogel behütet und durch die Träume des Schatzgräbers geflogen war. Die Gier nach diesem Schatz hatte Janul nachts in die Berge geführt, an einsamen, verzauberten Orten vorbei, hatte sich auf einer Lichtung niedergelassen und war zu einer goldenen Flamme zerflossen. Und Janul hatte unter der Flamme gegraben und den Schatz aus der Tiefe der Erde hervorgeholt.

Als der Pfarrer kam und man den Toten hinaustrug, ging niemand mit zum Friedhofe. Die einen gingen fort, die anderen blieben, um die Nacht zu erwarten.

Dann begannen sie das alte Haus zu durchsuchen. Sie stöberten in jedem Winkel und drehten jeden Gegenstand herum. Nur den Spiegel, der mit einem weißen Tuche bedeckt war, wagten sie nicht anzurühren, weil die Seele des Toten noch im Zimmer weilte. Sie konnte auf die Scheibe hauchen und den Tod, gleich einem Rauhreifbild, darauf zeichnen.

Sie suchten überall. Nichts war zu finden. Aus den geöffneten Kästen blickte zerbrochener Hausrat hervor, der von Gott weiß wem darinnen verborgen worden war, und im Keller lag nur rostiges Werkzeug.

Da sagte einer: „Schauen wir in den Herd." — Doch darinnen faßten die Hände nur kalte Asche.

So kam der Morgen. Die Sonne stieg über der Stadt empor und tauchte die Fenster in Glut. Auf den Bäumen schrien Sperlinge, in den Straßen zeigten sich Menschen.

Noch immer standen die Schatzsucher mitten im Zimmer, wo die Sonnenblume der Uhr aufblühte. Ihre Gesichter waren bleich vor Müdigkeit, und ihre trüben Augen hatten einen so fremden Blick, als sähen sie in weite Ferne. Sie begriffen, daß sie nichts finden würden, und trotzdem gingen sie nicht fort.

Sie holten Pickel und Hacken und höhlten gleich Würmern die Erde . . . Sie gruben Tage, gruben Wochen, gruben Monate. Das alte Haus fiel zusammen, legte sich auf die Seite. Die Wände barsten, die Tauben flogen fort, im Garten fiel Reif, die beiden Buchsbaumkugeln verwandelten sich in große schneeige Bälle, und die hölzerne Rinne der Wasserleitung streckte einen Keil von Eis hervor. Endlich kam der Frühling wieder und belaubte die Bäume. Durch die Luft summten Bienen, und Schwalbenschwärme durchstießen gleich seinen schwarzen Geschossen das Himmelsgewölbe.

Die Unbekannten suchten . . . Vergebens. Die Pickel brachten nur Steine zu Tage.

Eines Abends ließen alle die Arbeit liegen, gingen nach Hause und kamen nicht mehr zurück. Nur einer blieb. Der schwor, daß er bis zum Ende der Welt graben würde, um den Schatz zu finden. In seinen Augen brannte Glut, seine Brust atmete schwer, von Händen und Füßen floß ihm das Blut.

Das alte Haus war zusammengestürzt. Die Wand, an der der Spiegel hing, ragte immer noch aus den Trümmern heraus, denn niemand hatte gewagt, unter ihr zu graben. Das weiße Tuch wehte im Winde, und die Scheibe gähnte wie eine grundlose Tiefe zum Himmel, um Wolken und Sterne anzuschauen.

Einmal, als der Vollmond in dem länglichen Rahmen auftauchte, näherte sich der Mann dem Spiegel und sah hinein. Schrecken durchzuckte sein Herz. Vor sich sah er das Bild Januls, des Schatzgräbers, der ihn nachdenklich und scherisch weise wie ein Heiligenbild anblickte.

Der Mann wollte das Traumbild von seinen Augen jagen, trat zurück, nahm einen Stein und warf ihn in den Spiegel. Der Stein traf und zerschmetterte die Scheibe.

Da flatterte wie aus einem zerbrochenen Käfig ein großer Feuervogel hervor. Er flog aufwärts, aus seinen Flügeln stoben goldene Flammen und fielen nieder. In der Nacht ging die Sonne auf.

Der Mann stürzte hinter dem Vogel her, um ihn zu verfolgen, während dieser einen Kreis beschrieb und sich wieder zur Erde niederließ.

Am anderen Morgen erwachte der Einsame auf dem Grabe Januls, des Schatzgräbers, mitten zwischen den umgefallenen Kreuzen, unter blühendem Ginster.



Bunte Chronik



* **Blutige Tragödie im Sterbezimmer des Kindes.** Eine schreckliche Tragödie ereignete sich in diesen Tagen in Neuyork in dem Sterbezimmer eines Kindes, da der vor Schmerz über den Verlust der Herrschaft über seine Leidenschaften beraubte Vater den Arzt tötete, weil er ihn für sein Unglück verantwortlich machen zu können glaubte. Im Grunde genommen aber war er es und die Mutter, denen wohl die Hauptschuld an dem unglücklichen Verlauf der Krankheit zuzuschreiben ist, da das Kind schon acht Tage krank war, ehe sie sich entschlossen, den Arzt herbeizurufen. Dieser stellte Diphtheritis fest und veranlaßte sofort die üblichen Antitoxineinspritzungen. Beim Abschied ersprach er, am nächsten Tage wieder vorzusprechen. Doch die Krankheit war bereits zu weit vorgeschritten und in der Nacht starb das Kind. Als der Arzt sich am nächsten Morgen einfand, empfing ihn der Vater mit den heftigsten Vorwürfen über die Behandlung des Kindes und warf ihm vor, dieses vergiftet zu haben. Darauf soll der Arzt gelacht haben und, dadurch gereizt, stürzte sich der Mann auf ihn und wurde handgreiflich. Immer mehr in schrankenlose Wut geratend würgte er den sich verzweifelt Wehrenden so lange, bis dieser bewußtlos niedersank, und nun erstach er ihn. In höchster Erregung, aber unfähig, den aufgebrachten Vater zu beschwichtigen, folgten die Mutter und die Kinder dieser schrecklichen Szene.

*

* **Lebende Keime in Hagelkörnern.** Der berühmte französische Physiologe R. Dubois hat dem Studium der Hagelkörner besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Schon vor ihm haben andere Forscher in dem Schmelzwasser von Hagelkörnern Algen, Infusorien im Ruhezustand und andere organische Bestandteile feststellen können. Dubois ist es nun nach langwierigen Untersuchungen gelungen, weitere Ergebnisse zu erhalten. Er gewann aus Hagelkörnern, die mit größter Sorgfalt aufgefangen wurden, Mikroorganismen, die er kultivieren konnte. Es waren Bakterien, die in der Form manchen Leuchtbakterien gleichen, rot und rosa gefärbt. Es handelt sich um ein neues Bakterium, das Dubois Hagelbakterium taufte. Aber nicht nur Bakterien scheinen die Rolle von Kernen für die Hagelkornbildung spielen zu können, sondern eine ähnliche Rolle spielen auch gelegentlich die Pollenkörner von Nadelhölzern. Er beobachtete nach Hagelfall an der südfranzösischen Küste gelbe Niederschläge wie nach einem sogenannten Schwefelregen. Es gelang ihm dann, Hagelkörner aufzufangen, in deren Zentrum Pollenkörner nachweisbar waren. Der Wind, der ja bei Hagelschauern besonders stark ist, hatte große Gebiete von Wäldern, aus Strandföhren bestehend, überstrichen.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.